

Täter des Wortes

Predigt zu 1. Petrus 4,9-11

Autor: Thomas Böhme

Erschienen 2014 im Bergmoser+Höllner Verlag AG

WAS AM ENDE ZÄHLT

Zugang zur Predigt: Zu Beginn greife ich auf den der Perikope vorausgehenden Gedanken „Das Ende ist nahe“ (V. 7) zurück und frage, was am Ende zählt. Bei der Antwort beschränke ich mich auf den Gedanken der Gastfreundschaft. Ich knüpfe an zwei Situationen an, in denen ich selber Gastfreundschaft erfahren habe. Mit einigen kurzen Verweisen stelle ich einen Zusammenhang zu Jesu Wirken her: Christliche Gastfreundschaft hat in ihm ihre Quelle. Ich schließe damit, dass in der Gastfreundschaft Gottes Wort lebendig wird.

1

Was ist das Wesentliche? Danach fragt der Schreiber des Petrusbriefes. Was ist das Wesentliche, wenn alles zu Ende geht. Er schreibt:

Textlesung: 1. Petrus 4,9-11

2

„Seid gastfrei!“, lesen wir in der Übersetzung nach Martin Luther. Andere übersetzen: „Seid gastfreundlich.“ Das griechische Wort, das im Deutschen mit „gastfrei“ oder „gastfreundlich“ übersetzt wird, könnte wörtlich auch übersetzt werden: Seid fremdenfreundlich! Mit einem Mal bekommen diese Worte einen anderen Klang, andere Bilder werden in mir wach.

Ich erinnere mich an den ersten Aufenthalt in Norwegen. Wir wohnen im Haus von Helge und seiner Familie in einer Einliegerwohnung. Hier spricht man sich mit Vornamen an und sagt „Du“. Das ist mir fremd, und ich muss mich erst daran gewöhnen. Drei Wochen. Wir wandern, fahren mit dem Bus am Fjord entlang und hinauf in die Berge. Immer wieder zwischendurch treffen wir Helge, meist, wenn er abends nach Hause kommt. „Das Wetter sei besser gewesen, bis wir gekommen seien“, scherzt er nach ein paar Tagen, als er sieht, dass wir dem Dauerregen trotzen.

Predigt zu 1. Petrus 4,9-11

Und dann, als unsere letzte Woche anbricht, fragt er, ob er uns etwas von „seiner“ Umgebung, zeigen dürfe. Helge ist Berater für Landwirte. Im Sommer ist es seine Aufgabe, über die Höfe zu fahren und den Bauern zu helfen, ihren Anbau an den Hängen des Fjords zu verbessern. So fahren wir einen Tag durch den Bezirk, für den er zuständig ist. Wir sehen eine Farm, die erst im Jahr zuvor eine Straße erhalten hat. Bis dahin sei sie nur mit dem Boot erreichbar gewesen. Ich denke: Wie anders das Leben hier doch ist, wie fremd. Er zeigt uns, wie Himbeeranbau möglich ist, weil der Golfstrom seine Wärme bis in die Fjorde lenkt. In der Mittagszeit halten wir in einem kleinen Ort.

Bevor Helge aussteigt, um zu einem nahe gelegenen Hof zu gehen, sagt er, ernst und etwas besorgt: „Bitte gebt euch hier nicht als Deutsche zu erkennen.“ Während der deutschen Besatzung, erzählt er, sei in diesem Ort ein Massaker an den Männern verübt worden, als Vergeltung für eine Fluchthilfe anderswo. Also nicht nur in Lidice in Tschechien ..., denke ich.

Ich habe seitdem viel über diese Situation und die Worte Helges nachgedacht. Nie habe ich in ihnen Abneigung gespürt, nur eine Bitte. Und ich habe mich gefragt, was es bedeutet, dass Helge einem jungen Paar aus Deutschland das alles gezeigt hat.

3

Seid gastfrei – ich denke an eine andere Begebenheit: eine Jugendfreizeit in der Normandie. Um die Umgebung besser kennenzulernen, planen wir für die Jugendlichen eine Fußgängerallye. Ich erkunde die Strecke. Bei meiner Wanderung komme ich durch ein kleines Dorf. Es ist früher Nachmittag, die Straßen leer. Ein alter Mann kommt auf mich zu, hat mich sofort als Fremden erkannt. Er spricht mich an. Etwas unsicher antworte ich in Englisch, da ich kein Französisch spreche. „Ah, du Allemand!“, antwortet er. Und beginnt zu erzählen. Von seiner Gefangenschaft in einem deutschen Kriegsgefangenenlager. „Komm!“, und er führt mich durch seinen kleinen Ort, zeigt den Friedhof, die Kirche. Zeigt mir die ältesten Häuser. Er zeigt mir einen leeren Platz, wo während der deutschen Besatzung ein Haus stand, in der die deutsche Kommandantur untergebracht war. Und dann sagt er, wie gut es sei, dass sich Deutsche und Franzosen begegneten. Nur so könne der Hass und die Feindschaft überwunden werden.

Ich denke an Helge in Norwegen. Ich denke an den unbekanntenen alten Franzosen in dem Dorf in der Normandie. Beide haben mir etwas gezeigt von dem, was ihnen wichtig ist. Sie haben mich eingeladen zu sich. Mich, den Fremden.

4

Für manche ist der Urlaub noch nicht lange her. Denke ich an die beiden Begebenheiten, dann hat vielleicht der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk recht, der schreibt, Tourismus könne Fremdenfreundlichkeit fördern. Durch das Reisen kann das Fremde und Andersartige zumindest für eine kurze Zeit zu einem Teil meines Lebens werden. Und ich begeben mich als Reisender in die Abhängigkeit von der Freundlichkeit meiner Gastgeber.

Predigt zu 1. Petrus 4,9-11

Bis hierhin sind jene beiden Begebenheiten tatsächliche und tröstliche Geschichten. Aber das Leben wäre nicht das Leben, wenn es nicht auch anders wäre. Und die Bibel wäre nicht die Bibel, wenn sie dem nicht Ausdruck geben würde. Kurz vor unserem Predigttext werden wir darum ermahnt: „Seid nüchtern und besonnen!“

Nüchtern muss ich feststellen: Auf der Reise nach Nordfrankreich erlebten wir auch Fremdenfeindlichkeit. Und wir haben Gastfreundschaft nicht zu würdigen gewusst. Am Abend des Nationalfeiertages warfen französische Jugendliche Feuerwerkskörper auf das Gelände unseres Gästehauses. Wenige Tage später – es war die Zeit einer Fußballweltmeisterschaft – provozierten „unsere“ Jugendlichen eine Gruppe von französischen Jungen mit Deutschland-Deutschland-Rufen und dem Versuch, die deutsche Fahne vor einem Museum zu hissen, das an die Invasion erinnerte. Das Wesentliche am Ende ist: „Seid fremdenfreundlich.“

5

Zur Nüchternheit gehört: Das Fremde wird beim Namen genannt. Das Fremde bleibt fremd. Fremd kann mir vieles sein: Andere Menschen, ungewohnte Situationen, Gewohnheiten, Bräuche, die Art sich zu kleiden, Haltungen, religiöse Einstellungen. Einmal vertraute Menschen können mir fremd werden, schließlich kann auch ich selbst mir fremd werden. Mag sein, der Briefschreiber hat all das nicht im Blick gehabt, als er schrieb: „Seid fremdenfreundlich untereinander ohne Murren.“ Er denkt erst einmal an Menschen, die sich freundlich begegnen, die für andere ihre Türen öffnen und sie hereinbitten.

Gastfreundschaft, Fremdenfreundlichkeit gehört zu den christlichen Tugenden. Zur Zeit des Petrusbriefes gab es Anlässe, daran zu erinnern. Wanderprediger zogen umher. Sie waren darauf angewiesen, dass jemand sie aufnahm, ihnen einen Platz zum Schlafen, etwas zu essen und zu trinken anbot. Ohne Murren scheint das schon damals nicht gegangen zu sein. Manche werden gedacht haben: Die liegen uns auf der Tasche. Es wird Zweifel an der Redlichkeit solcher Prediger gegeben haben. Andere dachten: Sollen sie doch von ihrer eigener Hände Arbeit leben! Oder: Geht doch dahin zurück, wo ihr hergekommen seid.

Ich denke nicht zuerst an Wanderprediger, ich denke an Jesus selbst. Er zieht durch Städte und Dörfer, geht in Häuser. Er lädt sich ein in das Haus von Simon und Andreas, bei denen die Schwiegermutter Simons mit Fieber liegt. Er geht mit dem Vorsteher in dessen Haus, wo seine Tochter verstorben ist. Jesus sagt zu Zachäus, dem Zöllner, der auf einem Baum sitzt, um Jesus zu sehen: „Steig eilend herunter; denn ich muss heute in deinem Haus einkehren.“ (Lukas 19,5) Zachäus ist voller Freude. Aber die, die das beobachten, reden über ihn: Mit einem Sünder lässt er sich ein, mit einem, der mit den fremden Römern zusammenarbeitet und damit sein Geld verdient. Zachäus ist ein Fremder unter Nachbarn. Jesus geht in ein Haus bei Tyrus. Eine Frau aus Syrophönizien erfährt es und sucht ihn dort auf. Sie, die Ausländerin, die Fremde, bittet für ihre Tochter. Sie führt eine Debatte mit Jesus, dass er ihrer Tochter helfen

Predigt zu 1. Petrus 4,9-11

möge, auch wenn sie nicht zu seinem Volk gehöre. Jesus gibt nach und überschreitet die Schwelle zwischen Völkern.

Seid fremdenfreundlich ohne Murren, überschreitet die Schwelle zwischen innen und außen, öffnet eure Häuser, ladet Menschen ein. So wie Jesus in die Häuser gegangen ist ohne zu fragen, wer oder was jemand ist.

6

Ich schaue selbstkritisch auf uns, unsere Gemeinden. Einladend sollen und wollen sie sein. Und doch kennen wir ein Innen und ein Außen. Fein sind manchmal die Unterschiede, aber für viele spürbar. Wir sprechen von „Kerngemeinde“ und meinen zum Beispiel die, die regelmäßig Gottesdienste besuchen. Wie blicken wir auf die, die das nicht tun? Sie besuchen gern den Gottesdienst am Heiligabend. Sie lassen ihr Kind taufen, weil sie spüren, dass es nicht an ihnen als Eltern allein liegt, dass ein Leben gelingt. Aber sie möchten nicht fest gebunden sein und brauchen nicht den regelmäßigen Gottesdienst am Sonntagmorgen. Wie blicken wir auf sie? Mit welchen Augen schauen wir auf Konfirmandinnen und Konfirmanden, die sich manchmal fremd fühlen, obwohl sie dazugehören? Wenn wir Jugendlichen als Fremden begegnen, dann werden sich Konfirmandinnen und Konfirmanden ebenfalls fremd fühlen.

7

Was zählt am Ende? Was ist das Wesentliche? Der Petrusbrief gibt eine klare Antwort. Seid fremdenfreundlich untereinander. Tut das, wozu ihr begabt seid. Wer predigt, rede Gottes Wort, wer dient, tue es aus der Kraft, die Gott gewährt. Theorie und Praxis gehören zusammen. Und sie vereinen sich, wenn wir das tun, was zählt. Gastfrei sein, fremdenfreundlich. Einander so annehmen, wie Christus uns angenommen hat, ohne auf die Hautfarbe zu schauen, ohne zu fragen, ob jemand einen Nutzen für uns hat, ohne darauf zu achten, was oder wer jemand ist. Wenn wir auf diese Weise uns dem Fremden gegenüber öffnen, sind Theorie und Praxis ungetrennt, wird Gottes Wort lebendig und kraftvoll.